

VITU FALCONI

Das korsische Begräbnis

EIN KORSIKA-KRIMI

KNAUR 

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2019
Knaur Taschenbuch
© 2018 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Birgit Förster
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © FinePic / shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52171-7

2 4 5 3 1

Der Ungewissheit gewidmet

Nessuna Certezza

*Ghjuntu u timpurali i ghjàcari
facini a so casa.*

Wenn ein Gewitter in der Luft liegt,
verkriechen sich Hunde und Katzen
in den Häusern.

(Korsisches Sprichwort)

In jenen frühen Morgenstunden nahm Paolo Cesari die Welt intensiver wahr als jemals zuvor. Die harzig duftende Macchia, über die kürzlich der erste Regen niedergegangen war. Die aufgeweichte Erde, die nach Oregano und Rosmarin roch. Sowie die Kastanien, deren süßlich moderndes Laub an manchen Stellen eine rutschige Bodenschicht gebildet hatte. All das war in seiner Intensität gleichsam vertraut wie beunruhigend. Vor allem vor dem Hintergrund, dass es vielleicht das letzte Mal war, dass er diese Luft atmen durfte.

Er wischte mit dem Handrücken den Schweiß von seiner Stirn. Ihm war warm geworden. Während die sternklaren Nächte und frostigen Morgenstunden bereits einen Vorgesmack des Winters in sich trugen, kam später am Tag der Sommer zurück. Dann ließen einen die erhitzten Felsen, die plätschernden Bäche und schweren Kräuteraromen vergessen, dass die dunkle Jahreszeit bereits ihre dünnen Finger ausstreckte.

Paolo sog die Luft ein und öffnete den Mantel. Das schwere Tuch war feucht vom Schweiß. Hinter dem stahlblauen Himmel erhob sich scharf und kantig das Profil des Monte Cintu, des Königs der Berge, in dessen Schatten Paolo sein ganzes Leben verbracht hatte. Er, seine Frau sowie seine beiden Söhne, die bald keinen Vater mehr haben würden. Ghjuvanni, mit seinen pechschwarzen Strubbelhaaren, der breiten Zahnücke und den sanften braunen Augen. Er würde nächsten Monat dreizehn werden. Fast schon ein Mann. Um ihn machte sich Paolo keine Gedanken. Er würde es verstehen.

Es war Saveriu, der seine Hilfe brauchte. Der Kleine hing an ihm wie die Klette am Wollpullover. Mit seinen neun Jahren war er noch ein Frischling. Wer, wenn nicht sein Vater, würde künftig mit ihm die kleinen Ziegen an die Zitzen der Mütter

zurücktreiben, die halbwilden Schweine mit Kastanien bewerfen oder die Wälder nach Pilzen durchstreifen? Wer würde ihm abends Geschichten erzählen und ihm zeigen, wie man mit der Schleuder umging – seine Frau? Gewiss, Ghjulia war wunderbar. Sie war seine Geliebte, seine Vertraute, die beste Köchin der Welt. Aber sie war eben nur eine Frau. Und ab morgen würde sie Witwe sein. Sie würde ihre farbigen Kleider gegen das traditionelle Schwarz tauschen und selbst darin umwerfend aussehen. Sie würde ihren Söhnen erzählen, was geschehen war, und damit etwas in Gang setzen, was auf Korsika seit Jahrhunderten Tradition hatte: die Blutfehde, auch Vendetta genannt. Söhne rächten ihre Väter, Enkel ihre Großväter. Ein immerwährender Kreislauf, der nicht deswegen endete, weil Menschen sich anschickten, den Mars zu erobern oder das Atom in noch kleinere Bestandteile zu spalten. In der großen weiten Welt mochte das von Bedeutung sein, hier auf Korsika aber zählten andere Dinge. Jungs brauchten ihren Vater. Einen Mann, zu dem sie aufschauen konnten. Der ihnen das Jagen beibrachte, der sie lehrte, wie man mit dem Messer umging und einen Hund abrichtete. Sie brauchten jemanden, der sie in den Umgang mit anderen Männern einwies und sie den strengen Ehrenkodex lehrte, der den Korsen seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangen war. *Auge um Auge, Zahn um Zahn.*

Bei dem Gedanken an seine Söhne wurde ihm schwer ums Herz. Am liebsten wäre er zurückgegangen, hätte sie in den Arm genommen und gesagt: Tut es nicht. Lasst nicht den Wunsch nach Rache euer Leben überschatten. Befleckt nicht eure Hände mit Blut, das ihr nie wieder abwaschen könnt.

Aber dafür hätte er den Lauf der Gestirne ändern müssen. Solange die Sonne im Osten aufging, würde sich hier nichts ändern.

Er zuckte zusammen. Über den nördlichen Hügeln sah er Silhouetten. Aufgereiht wie auf einer Perlenschnur. Da waren

sie. Die Füße in schweren Lederstiefeln, gekleidet in Tarnjacken und Hosen, Gewehre über den Schultern und Schirmmützen auf dem Kopf, standen sie mit mindestens zwanzig Meter Abstand zueinander. Sie alle hatten nur ein Ziel: *ihn*.

Als Paolo sie von Vallica hatte herabkommen sehen, war ihm klar geworden, dass seine Zeit abgelaufen war. Sie würden ihn nicht entkommen lassen. Der Clan hatte beraten, der Clan hatte entschieden.

Paolo senkte den Blick und streichelte Lumio über den Kopf. Der Atem des Cursinu kondensierte zu weißen Wölkchen. Aus dem feuchten Fell stieg Dampf auf. Die gelben und braunen Streifen waren mit Tautropfen bedeckt. Sein Hund war der Letzte, der jetzt noch zu ihm stand.

»Komm«, sagte Paolo. »Machen wir uns auf den Weg.«

Der Pfad war kaum mehr als ein verwitterter Fußsteig, der während der Sommermonate von Hirten und Schafen benutzt wurde. Jetzt, Ende September, traf man hier oben kaum noch jemanden. Die Herden waren bereits seit zwei Wochen unten im Tal, und die paar Wanderer, die sich während der Nachsaison von dem spektakulären Anblick der Berge verzaubern lassen wollten, bevorzugten den westlich gelegenen GR 20.

Das lang gestreckte Tal südlich von Vallica war menschenleer. Wer hierherkam, der hatte etwas zu erledigen.

Paolo schulterte sein Gewehr und setzte den Abstieg fort. Nieselregen hatte eingesetzt, machte die Steine schlüpfrig. Das schroffe, karge Antlitz des Monte Cintu wirkte abweisend – als habe sich der Berg von ihm abgewendet.

Lumio trabte voraus, stieß schnuppernd die Nase in den einen oder anderen Busch und vergewisserte sich, dass er kein Kaninchen übersah. Er bellte nicht, er winselte nicht, stattdessen war er aufmerksam und lauschte. Plötzlich hielt er an. Er hob den Kopf und hielt witternd seine Nase in die Höhe. Seine Haltung verriet Anspannung.

Kein Zweifel, da war etwas.

Oder jemand.

Paolo nahm das Gewehr von der Schulter, prüfte Munition und Visier, dann entsicherte er die Waffe. Er war ein guter Schütze, einer der besten hier im Tal. Er konnte mehrere Schüsse abgeben, ehe sie ihn erwischten. Und kampflös würde er sich nicht ergeben.

Er spürte, wie Hitze unter seinem Mantel emporwallte. Das Adrenalin pulste durch seine Adern. Alle seine Sinne waren geschärft. Seine klammen Finger umschlossen Schaft und Abzug, während er langsam weiterging.

Nebel kroch vom Tal herauf, hüllte Bäume und Felsen in geheimnisvolles Zwielficht. Sonnenfinger tasteten durch den Dunst. Wie schnell das Wetter doch umschlagen konnte. Nach nur wenigen Minuten hatte sich die Sicht auf unter fünfzig Meter verringert. Oben am Hang hörte er das Klaffen der Hunde. Die Jäger waren also auf dem Abstieg.

Vorsichtig ging er weiter.

Nach einer Weile blieb er stehen und sah sich um. Wo steckte Lumio? Es war jetzt etliche Minuten her, dass er ihn zuletzt gesehen hatte. Er stieß einen leisen Pfiff aus. Mehr wagte er nicht, um den Verfolgern seine Position nicht zu verraten.

Voraus im Nebel hörte er das Prasseln von Steinen.

»Lumio?« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Komm zurück.«

Er hielt den Atem an und lauschte. Der Nebel antwortete mit Schweigen. Täuschte er sich oder bewegte sich dort etwas? Paolo meinte, einen menschlichen Umriss zu erkennen, der seitlich gegen einen mächtigen Felsblock gelehnt war und zu ihm herüberblickte. Er schien zu warten.

Beim Näherkommen erkannte er, dass er sich nicht getäuscht hatte. Da war jemand. Ein Mann. Breitschultrig und hochgewachsen. Schwarzer Mantel, Wollmütze, das Gesicht von einem Dreitagebart umrahmt. In der Hand hielt er ein Messer. Als er Paolo kommen hörte, hob er den Kopf.

»Grüß dich, mein Freund. Lange nicht gesehen.«

Paolo blieb stehen und kniff die Augen zusammen. Er erkannte eine mehrfach gebrochene Nase und sanfte braune Augen, in denen sich Bedauern spiegelte. Ein Gesicht, das man nicht vergaß. Paolo war nicht überrascht. Er hätte sich denken können, dass sie ihn schicken würden.

»Mateu.«

»Ich bin erfreut, dass du mich noch kennst. Du scheinst ja in letzter Zeit etwas Probleme zu haben, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.«

Mateus Stimme war dunkel, besaß aber dieses leichte Lispeln, das für die Santini so typisch war.

»Wer sagt, dass ich nicht zwischen Freund und Feind unterscheiden könnte?«

»Oh, das zwitschern die Spatzen von den Dächern«, erwiderte Mateu. »Man kann es überall hören. Du musst nur mal die Ohren spitzen. *Paolo hat uns verraten, pfeifen sie. Er hat seine Seele verkauft.*«

»Man sollte nicht alles glauben, was die Spatzen von den Dächern pfeifen.« Paolo kniff seine Augen zusammen. Es war merkwürdig, dass Lumio gar nicht mehr zurückkam. Es sei denn ... »Wo ist mein Hund?«

Mateu löste sich aus dem Schatten des Felsens und trat ihm entgegen. Er besaß weder ein Gewehr noch eine Pistole.

Der Lauf von Paolos Waffe wanderte hinauf zu Mateus Brust.

»Was hast du getan?«

Der groß gewachsene Mann breitete die Arme aus. Die Geste mochte auf jemanden, der ihn nicht kannte, entschuldigend wirken, doch Paolo wusste es besser. Der Sohn des Clanchefs entschuldigte sich nicht. Bei niemandem. Vielmehr bedeutete die Geste: *Schau her, ich habe keine Angst vor dir.* Jetzt sah Paolo, dass auf der Messerklinge ein roter Schimmer lag.

»Du weißt, dass ich ihn nicht am Leben lassen konnte«, sagte Mateu. »Er hätte niemals zugelassen, dass ich seinem Herrn

etwas antue.« Er senkte seine Arme. »Ein Jammer. So ein schönes Tier. Korsisch, durch und durch. So ganz anders als du.«

»Ich bin mehr Korse, als du es je sein wirst, *du Monster*«, stieß Paolo aus. »Was ich getan habe, habe ich für meine Familie getan. Aber das wirst du niemals verstehen.« Der Lauf der Waffe zitterte.

Mateu kam einen Schritt auf ihn zu.

»Stehen bleiben«, zischte Paolo. Sein Finger krümmte sich um den Abzug. »Bleib stehen, oder ich werde dich erschießen. Gleich hier und jetzt.«

»Erschießen willst du mich? Mach dich nicht lächerlich.«

»Warum nicht? Ein Jagdunfall, kann immer mal passieren. Besonders, wenn der Nebel aus den Tälern aufsteigt. Wer ist auch so dumm und geht nur mit einem Messer auf die Wildschweinjagd? Hast du kein Gewehr dabei?«

»Das brauche ich nicht, denn ich jage keine Wildschweine«, erwiderte Mateu. »Ich jage Ratten. Und ich glaube, ich habe gerade eine gefunden.« Das Lächeln enthüllte einen goldenen Eckzahn. Paolo hasste dieses Lächeln. Er hatte es schon immer gehasst.

Ein Angstseufzer stieg ihm aus der Kehle. »Wenigstens werde ich dich mit in den Tod nehmen, Mateu«, stieß er aus. »Ich kann dich über den Haufen schießen, wann immer ich will.«

»Kannst du nicht, und das weißt du.«

»Ach ja?«

»Dir dürfte doch klar sein, was geschieht, wenn du mich erschießt, oder? Mein Vater wird deine Familie auslöschen. Nicht nur Ghjulia und die Jungs, ich rede von deiner ganzen verflochtenen Sippe bis runter zum letzten Halbcousin. Es wird sein, als hätte es euch niemals gegeben. Und jetzt lass den Unsinn und nimm die Waffe runter.«

Paolo bemerkte, dass Mateus linkes Auge nicht braun, sondern grau war. Lag das an den seltsamen Lichtverhältnissen? Wieso war ihm das früher nie aufgefallen?

»Was willst du von mir?«, flüsterte er. Die Stimme schien kaum noch ihm selbst zu gehören.

»Ist das so schwer zu verstehen?« Mateus Augen waren plötzlich sanft und voller Bedauern. »Ich will, dass du das Gesetz des Clans respektierst. So ist dein Tod wenigstens noch zu etwas nütze.«

»Schwachsinn.«

»Kein Schwachsinn, *Tradition*. Ich gebe dir hier und jetzt mein Wort, dass die Santini euch nicht fallen lassen werden. Wir werden uns um euch kümmern und dafür sorgen, dass es euch an nichts fehlt.«

»Die Santini hier, die Santini da. Ihr glaubt wohl, ihr könnt euch alles erlauben, was?« Paolo spürte, wie sein Widerstand ins Wanken geriet. Tränen füllten seine Augen, ließen seinen Blick verschwimmen. Als er bemerkte, dass sein Gewehrlauf nach unten gesunken war, riss er ihn trotzig wieder hoch. Aber irgendwie schien die Kraft aus seinen Armen gewichen zu sein. »Ihr herrscht hier wie Götter«, sagte er heiser. »Ihr bestimmt, wer welches Land bekommt, entscheidet, wer leben darf und wer stirbt. Aber eure Tage sind gezählt. Ihr habt es jetzt mit jemandem zu tun, der mächtiger ist als ihr. Mächtiger als alle Clans zusammen.«

»Gib nicht uns die Schuld, dass du dich mit den falschen Freunden eingelassen hast«, sagte Mateu. »Du hast einen Fehler gemacht, das kann jedem passieren. Aber dass du dich trotz eindringlicher Warnungen weiter gegen deinen Clan gestellt hast, war mehr als dumm. Du musst gewusst haben, dass du damit nicht durchkommen würdest. Doch jetzt genug davon.« Er hob die Klinge. »Wir wissen, warum wir hier sind. Du hast die Wahl. Stirb einen schnellen und ehrenvollen Tod, oder warte, bis du von den Hunden zerrissen wirst. Wenn du die Ohren spitzt, kannst du sie bereits hören. Sie sind gleich hier.« Die Klinge funkelte geisterhaft. Wie ein Irrlicht tief in den Bergen.

Paolo schwankte. Seine Gedanken zuckten zeitgleich in verschiedene Richtungen. In wirrer Folge spielte er alle Möglichkeiten durch. Doch welchen Weg er auch einschlug, am Ende wartete stets Mateu auf ihn.

Mateu und sein Messer.

Er musste einsehen, dass er sich etwas vorgemacht hatte, als er glaubte, sich irgendwie aus der Situation rausmogeln zu können. Er saß in der Falle.

Zitternd ließ er sein Gewehr sinken.

»Braver Junge.« Mateu lächelte. »Und jetzt komm her.«

Paolo kniete sich hin, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und entblößte seine Kehle. Mateu trat hinter ihn, sodass er ihn nicht mehr sehen konnte. Doch er hörte ihn atmen und roch den durchdringenden Schweißgeruch.

»Mögest du in der Hölle verrotten, Mateu«, flüsterte er. »Du und dein ganzer verfluchter Clan.«

Als er die Klinge sah, schloss er die Augen.

2

Du bist kein stattlicher Mann. Nicht so wie dein Vater.

Mit diesen Worten hatte seine Patentante Letizia ihn am Grab seiner Mutter verabschiedet, ehe sie in den Zug gestiegen und nach Brest davongefahren war. Das war vor fünf Jahren gewesen? War es wirklich schon so lange her? Es kam ihm so unwirklich vor.

Eric's Leben war seither irgendwie aus den Fugen geraten. Alkohol, Frauen, Triumphe, Niederlagen – sein Leben glich einer Achterbahnfahrt, wobei die grobe Richtung deutlich erkennbar nach unten wies. Eigentlich wäre es mal wieder Zeit für einen kleinen Aufschwung. Aber woher sollte der kommen?

Nichts passierte auf diesem Erdball von allein. Alles war eine Folge von Ursache und Wirkung. Er hätte seinen Arsch bewegen müssen, sein Leben ändern. Aber dafür war er noch nicht bereit.

Seine Patentante mit ihren Marotten und Geschichten passte ebenso wenig in dieses Leben wie der Gedanke daran, dass er nach dem Tod seiner Mutter das letzte verbliebene Familienmitglied war. Sollte er keine Kinder zeugen, würde der Stammbaum an dieser Stelle enden. Ein toter Zweig, der irgendwann abfiel und verrottete.

Und wenschon.

Letizia gehörte zu einem Abschnitt seiner Vergangenheit, mit dem er nichts mehr zu tun haben wollte. Weder hatte er in den vergangenen fünf Jahren ihre Nähe gesucht noch sie die seine. Ein stilles Einverständnis, mit dem es sich gut leben ließ. Doch jetzt tauchten diese Worte auf, wie ein fernes Echo, und erinnerten ihn daran, wer er früher mal gewesen war. *Du bist kein stattlicher Mann, Eric Marchand.*

Eric strich über seine Stirn. Sein Vater stammte aus der Bretagne. Nachkomme einer Dynastie von Fischern. Hochgewachsen, kräftig – vermutlich mit Wikingerblut in den Adern. Ein Mann, nach dem die Frauen sich umsahen. Erics Gene hingegen waren eher mütterlicherseits geprägt. Dunkler Teint, markante Nase, schmale Schultern. Seit er vierzig geworden war, begann das Haar an den Schläfen lichter zu werden. Auch wölbte sich bei ungünstigen Lichtverhältnissen ein leichter Bauch unter dem T-Shirt. Das gefiel ihm nicht. Es gab Tage, da konnte er sich förmlich beim Älterwerden zusehen. Vor allem nach diesen Nächten, die nur aus Sex und Alkohol zu bestehen schienen.

Wie lange konnte ein Mann so etwas durchziehen, ehe er vor die Hunde ging? Und woran lag es, dass er immer noch so gut bei Frauen ankam? Vielleicht war es ja seine Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Tim Roth, vielleicht aber auch sein

ungezügelter Temperament. Es gab Frauen, die standen auf so etwas.

Dass er jetzt die Notbremse zog und nach Korsika kam, war mehr eine Verzweiflungstat als ein lange geplanter Vorsatz. Er musste sich über einige Aspekte seines Lebens Klarheit verschaffen – nicht zuletzt, was das schöne Geschlecht betraf.

Er war gerade frisch getrennt, das Problem war nur, dass Monique noch nichts davon wusste. Wie so vieles in seinem Leben war auch das eine spontane Entscheidung gewesen. Sie würde ihm die Hölle heißmachen, wenn sie davon erfuhr. O ja, das würde sie. Allerdings musste sie ihn dazu erst mal finden. Und er hatte peinlich genau darauf geachtet, keine Spuren zu hinterlassen.

Nach einem neuen Abenteuer stand ihm nun wahrhaftig nicht der Sinn. Wobei sich ohnehin die Frage stellte, ob sein morbider Charme auch bei Korsinnen wirkte.

Die rothaarige Stewardess an Bord des Fluges AF 4462 jedenfalls schien aus Paris zu stammen. Bereits kurz nach dem Start hatte sie begonnen, ihm Blicke zuzuwerfen, die keinen Zweifel daran ließen, dass sie ihn attraktiv fand. Alles an ihr vibrierte von erotischer Energie. Das vermeintlich schüchterne Senken des Blicks, das Knabbern an der Unterlippe – nicht mal einem Vollpfosten wie seinem Verlagslektor Albert wären die Signale verborgen geblieben.

Albert war übrigens der Einzige, der wusste, was Eric vorhatte, und war diesbezüglich zu absolutem Schweigen verdonnert worden. Und was diese Stewardess betraf: Eric hatte sich während des Fluges ein paarmal mit ihr unterhalten und festgestellt, dass sie recht nett war. Köpfchen hatte sie auch, immerhin wusste sie, wer er war. Aber für seinen Geschmack war sie einfach zu jung. Nicht, dass er etwas gegen junge Körper einzuwenden hatte, aber er wollte nicht schon wieder neben einer Frau aufwachen, die keine Ahnung hatte, wer Andy Warhol war oder Jean Cocteau. Andererseits war er auch kein

Mönch, weswegen er ihr dann doch einen Tipp gegeben hatte, in welchem Hotel er logierte.

Du bist kein stattlicher Mann.

Die Kabinentür war aufgegangen, und die Leute begannen das Flugzeug zu verlassen. Eric riss seinen Rucksack aus dem Gepäckfach und machte sich auf den Weg nach vorn.

»Au revoir, Monsieur«, hörte er die Stewardess zu einem älteren Herrn vor ihm sagen. »Danke, dass Sie mit Air France geflogen sind.« Dann war die Reihe an ihm.

»Auch Ihnen einen herzlichen Dank für Ihren Flug mit Air France, Monsieur Marchand. Ich freue mich schon auf Ihren nächsten Roman. Ich hoffe, es war alles zu Ihrer Zufriedenheit?«

»Hätte nicht besser sein können, Bernadette«, sagte er lächelnd. »Und wegen des verloren gegangenen Füllfederhalters – die Adresse meines Hotels haben Sie ja.«

»Selbstverständlich, Monsieur. Wir sind sicher, dass er wieder auftauchen wird. Wir melden uns dann bei Ihnen.« Sie zwinkerte ihm zu.

Eric lächelte zurück und verließ die Maschine.

Warmer Wind schlug ihm entgegen. Der Geruch von Kerosin mischte sich mit den Ausdünstungen des Brackwassersees, an dessen Ufern der Flughafen Poretta gebaut worden war. Die westlich gelegene Bergkette erstrahlte in flammendem Grün. Außer Eric waren fast nur Korsen in der Maschine. Geschäftsleute und Reisende, die vom Festland in die Heimat zurückkehrten. Eric erkannte sie an den scharf geschnittenen Gesichtern, den schwarzen Haaren und kantigen Nasen, vor allem aber an der Art, wie sie miteinander sprachen.

Korsisch war ein italomannischer Dialekt, der dem der Toskana oder dem im Norden Sardinien ähnelte. Eine harte, rau klingende Sprache, deren bevorzugter Vokal das U zu sein schien. Eric hatte ein paarmal versucht, den Gesprächen im Flugzeug zu folgen, hatte aber bald aufgegeben.

Seit sie das Flugzeug verlassen hatten, wirkten die Leute deutlich gelöster. Die heimatliche Erde unter ihren Füßen vermittelte ihnen anscheinend das Gefühl von Sicherheit. Eric nahm sich vor, so schnell wie möglich ins Hotel zu gelangen. Rasch noch den Koffer vom Band geholt, dann machte er sich auf den Weg in die Ankunftshalle.

Die Autovermietung hatte ihren Schalter an der gegenüberliegenden Seite, vis-à-vis dem Parkhaus. Eric war der einzige Kunde. Ein junger Mann saß hinter dem Schreibtisch und sortierte Dokumente. Als er Eric bemerkte, hob er den Kopf. »*Bonjour, Monsieur.* Herzlich willkommen auf der Ile de la Beauté. Was kann ich für Sie tun?«

Eric zog seine Unterlagen heraus und legte gleich noch Führerschein und Kreditkarte dazu. Der Mann tippte alles in den Computer, geriet dann aber ins Stocken.

»Alles in Ordnung?«, fragte Eric.

Das Gesicht drückte Bedauern aus. »Ich sehe gerade, dass Ihr Fahrzeug noch nicht bereit ist, Monsieur Marchand.«

»Was soll das heißen, nicht bereit? Sie wussten doch, dass ich heute komme.«

»Das ist richtig, Monsieur, nur leider habe ich gerade erfahren, dass sich der Wagen noch in Bastia befindet. Zur Reinigung.«

»Das ist aber ärgerlich. Wie lange muss ich denn warten?«

»Schwer zu sagen. Aber es wird sicher noch eine Weile dauern.«

»Dann geben Sie mir einfach einen anderen.«

»Das geht leider nicht. Im Moment steht kein freies Fahrzeug zur Verfügung. Sehen Sie, Sie haben keine Angaben über die Ankunftszeit gemacht.«

»Keine Angaben ...?« Eric stutzte. »Wie viele Maschinen kommen denn hier täglich aus Paris?«

»Eine, Monsieur.«

»Eben.«

Der Junge sah ihn verständnislos an. Vielleicht spielte er auch nur den Ahnungslosen, und der Grund für die Verzögerung war ein anderer. Eric war Franzose, und die waren, dem Hörensagen nach, hier nicht besonders beliebt. Ihm war das egal, Hauptsache, er war bald mobil.

»Bastia, hm? Das trifft sich gut, dahin bin ich auch unterwegs. Sagen Sie Ihren Leuten Bescheid, dass ich den Wagen in der Stadt abhole. Oder besser noch, lassen Sie ihn direkt zu meinem Hotel bringen. Ich nehme ein Taxi.«

»Ihren Wagen bringen wir Ihnen gerne, Monsieur. Nur, hm ...«

»Was?«

»Die Kosten für das Taxi werden leider nicht von unserer Firma getragen. Wie ich schon sagte, es fehlen die Angaben über die Ankunftszeit ...« Der betrübte Blick wirkte so einstudiert, dass Eric sich fragte, ob es wohl spezielle Seminare dafür gab.

»Lassen Sie's gut sein«, sagte er. »Ich zahle selbst. Sorgen Sie einfach dafür, dass der Wagen heute noch bei mir eintrifft. Hier ist meine Handynummer. Schicken Sie mir eine SMS, wenn er da ist.«

Das Taxi verließ das Flughafengelände und rollte auf der N 193 in Richtung Norden.

Die Umgebung von Bastia sah aus wie die Peripherie vieler großer Städte. Autowerkstätten, Einkaufszentren, Baustoffhandel. Eric kurbelte die Scheibe ein Stück herunter und genoss den Fahrtwind. Das Wetter war schön, und er hatte vor, den Tag zu genießen. Der Geruch von Oregano und Rosmarin drang ihm in die Nase. Korsika besaß tatsächlich einen eigenen Geruch, das ließ sich bereits auf den wenigen Metern vom Flughafen in die Innenstadt feststellen.

Der Fahrer betrachtete Eric im Rückspiegel. »Sind Sie zum ersten Mal hier?« Sein Französisch klang wie eine Pfeffermühle.

»In der Tat«, erwiderte Eric. »Herrliches Wetter hier.«

»Das kann sich schnell ändern. Sie sind Geschäftsmann?«

»Nicht wirklich«, sagte Eric, der sich momentan eher wie ein Flüchtling fühlte. Er sagte das dem Fahrer, erntete dafür aber nur verständnislose Blicke.

»Flüchtling?« Die beiden Augen musterten ihn wie Silberspäne.

»Nicht *so* ein Flüchtling natürlich«, winkte Eric ab. »Ich stamme aus Paris.« Was wiederum gar nichts bedeutete, wenn man es genauer betrachtete. Aber der Fahrer hätte so oder so nicht gelacht, selbst dann nicht, wenn Eric ihm den Witz von dem Friseur und dem einäugigen Papagei erzählt hätte.

»Sie sind also kein *Arab*?«

»Sehe ich so aus?«

»Vielleicht.« Die Silberspäne zwinkerten argwöhnisch und wandten sich dann wieder dem Verkehr zu. Schweigend. Eric überlegte, was er sagen sollte. Dieses unbehagliche Schweigen gefiel ihm nicht. Humor wurde hier anscheinend mit der Pinzette angebaut.

»Ich habe das nur so dahergesagt«, lenkte er ein. »Es war ein Witz, verstehen Sie. Bitte verzeihen Sie, wenn ich mich da missverständlich ausgedrückt habe.«

»Hm«, grummelte der Fahrer. »Flüchtlinge sind gerade ein ziemliches Problem auf der Insel. Seien Sie besser vorsichtig.«

»Im Ernst?« Eric runzelte die Stirn.

»Ja«, der Fahrer schien sich wieder zu entspannen. »Ich sag's Ihnen ganz ehrlich: Es wäre am besten, wenn diese Leute ihre Koffer packen und zurück nach Hause schwimmen würden. Wir wollen hier keine Flüchtlinge, nicht auf Korsika.«

»Tja, wer will die armen Schweine schon ...?«

»Meiner Meinung nach hat jeder Mann die Verpflichtung, in seinem eigenen Land für Ruhe und Sicherheit zu sorgen. Zu kämpfen. Für die eigene Familie, verstehen Sie?«

»Ja schon, nur ...«

»Bringt ja nichts, wenn alle guten Männer abhauen. Dann bleiben nur noch die bösen zurück. Das ist doch auch keine Lösung. Ich bin Korse, ich weiß, wovon ich rede.«

Eric schwieg. Klar, er hätte jetzt eine Diskussion über Menschenrechte und Flüchtlingsfragen vom Zaun brechen können, spürte aber, dass er damit nichts erreichen würde.

Es war schon paradox: Da kam er extra aus Paris hierher, und kaum ausgestiegen, erwarteten ihn hier dieselben Probleme wie daheim. Die Welt war ein Dorf.

»Rinaldi.« Der Fahrer sah ihn erwartungsvoll an.

»Wer bitte?«

»Unser neuer Präsident. Ein guter Mann. Konservativ. Nationalist. Sein Vater war lange Jahre im Widerstand aktiv. Seither ist vieles besser geworden, aber es gibt immer noch eine Menge Probleme.«

Eric nickte und biss sich auf die Unterlippe. Er stellte fest, dass er sich bisher viel zu wenig mit Korsika beschäftigt hatte. Wäre er nicht auf die Unterlagen, Briefe und Tagebücher seiner verstorbenen Mutter gestoßen, in denen von einem ehemaligen Familienanwesen die Rede gewesen war, so hätte er vermutlich ein anderes Reiseziel ausgewählt. Aber manchmal spielte einem der Zufall die Karten in die Hand. Und dann nahm man sie und spielte sein Spiel.

Der Rest der Fahrt verlief schweigend. Eric ließ sich im Stadtzentrum absetzen, zahlte eine unverschämte teure Taxigebühr und machte sich in verdrießlicher Stimmung auf den Weg in Richtung Meer.

Während der Fährhafen eher nüchtern und funktionell war, wirkte der Altstadthafen deutlich pittoresker. Hufeisenförmig von der Rue de la Marine umrandet, beherbergte er Kais und Stege, an denen Dutzende kleiner bis mittelgroßer Segeljachten vor Anker lagen. Möwen kreischten, und das Wasser schwappte müde gegen die Hafenummauer. Eine Mischung von Salzwasser, Fisch und Kaffeegeruch lag über dem Ort. Die steil

aufragenden Altbauten verliehen der Szenerie den Anschein eines Amphitheaters. Eine Bühne, auf der sich das tagtägliche Drama des Lebens abspielte. Freud und Leid, Liebe, Versöhnung, Verbrüderung – sowie immerwährende Feindschaft. Ein Brennglas menschlicher Emotionen, in dessen Zentrum sich Erics Laune sofort besserte.

Zwei Männer stritten, wobei nicht ersichtlich war, wieso. Ging es um Wettschulden oder ein falsch geparktes Auto? Der Streit wurde lautstark vor aller Augen ausgetragen. Eric verstand kein Wort, lauschte aber amüsiert. Wieder einmal schwor er sich, baldmöglichst ein paar Brocken Korsisch zu lernen. Er folgte der Auseinandersetzung eine Weile, dann setzte er seinen Rundgang fort.

Manche der Häuser waren acht Stockwerke hoch und so wind-schief, dass sie jeden Augenblick zur Seite wegzukippen drohten. Wäscheleinen waren zwischen ihnen gespannt, an denen Schlüpfer, BHs und andere Kleidungsstücke hingen. Blickte man in die Fenster, so konnte man wunderschön hergerichtete Altbauwohnungen mit kostbarem Mobiliar entdecken. Ein in-teressanter Kontrast zu den heruntergekommenen Fassaden mit ihren schiefen Fensterläden und der abgeblätterten Farbe. Doch das Bild, das sich dahinter verbarg, gefiel Eric. Warum Potemkinsche Dörfer errichten, wenn man das Geld in die In-standhaltung des Wohnbereiches investieren konnte? Wem außer den Touristen nützte schon eine hübsche Fassade?

Alles an diesen Gebäuden sagte ihm, dass die Korsen gerne unter sich waren. Wer sich durch die rohe Einfachheit beläs-tigt fühlte, konnte jederzeit wieder verschwinden.

Als er am Scheitelpunkt des Hufeisens angelangt war, blieb er stehen. Eingezwängt zwischen einem Laden für korsische Spezialitäten und einem Shop der Kleidermarke Blanc du Nil, bemerkte er ein unscheinbares kleines Café. Graue Stoffmar-kise, ein paar Metalltische und Stühle, dazwischen einige Holzfässer mit Barhockern, an denen die Eiligen ein Bier oder

einen Kaffee genießen konnten. Eric wäre vermutlich achtlos daran vorbeigegangen, wenn er nicht zufällig kürzlich einen Artikel in dem Magazin *L'Express* gelesen hätte, in dem das *Méditerranée* abgebildet gewesen war. Zu seiner Glanzzeit hieß es noch *Brise de Mer* und war der Gründungsort der gleichnamigen und weltberühmten Mafiagruppe.

Ende der Siebzigerjahre hatten sich hier etliche junge Männer aus guten Familien getroffen, Poker gespielt und Pläne geschmiedet, die Welt zu erobern. Da sie nicht auf den Kopf gefallen und gut organisiert waren, waren sie zu einer Bande zusammengewachsen, die Banken und Geldtransporter überfiel und ihre Raubzüge bis nach Paris und ins nicht französische Ausland ausdehnte. Über mehrere Jahrzehnte hinweg verbreitete die Meeresbrise Angst und Schrecken. Sie prägte die organisierte Kriminalität in Frankreich und galt als unbesiegbar. Doch im April 2008 fing ein Gemetzel in den eigenen Reihen an. Mehrere der Anführer wurden erschossen oder fielen dubiosen Unfällen zum Opfer. Ob von der konkurrierenden FLNC, der Korsischen Nationalen Befreiungsfront, oder einer anderen Vereinigung, blieb ungeklärt. Bis heute wurde über den Untergang der *Brise de Mer* spekuliert. Darüber, ob diese Gruppe wirklich zerschlagen war. Aber natürlich waren das Räuberpistolen. Andererseits liebten die Leute solche Geschichten, vor allem, weil das Banditentum hier auf Korsika eine so lange und abenteuerliche Tradition besaß. Zumindest hatte es so in dem Artikel gestanden, von dem Eric sich wünschte, dass er ihn nicht weggeschmissen hätte.

Neugierig geworden, nahm er an einem der Tische Platz, bestellte einen Kaffee und wartete. Das Hafenanpanorama wirkte beruhigend auf seine Nerven. Stimmengemurmel, das Klatschen der Wellen, der Geruch nach Seetang – er spürte, wie seine Gedanken auf Reisen gingen. Zurück in eine nicht allzu ferne Vergangenheit. Hin zu der Frage, warum er eigentlich hier war.